

Froh darüber, dabei gewesen zu sein

Hannes Krauss (Jahrgang 1945)

Mein langer Weg nach 1968

Dreiundzwanzig Jahre zuvor wurde ich in jener süddeutschen Stadt geboren, in der ich auch aufgewachsen bin und 1965 Abitur gemacht habe, als Erster in der Familie. Mein Vater war ein mittlerer Beamter, dessen Stimme einen respektvollen Unterton bekam, wenn er von Kollegen oder Vorgesetzten berichtete, sie seien ‚Akademiker‘. Über die Vergangenheit habe ich mit ihm nie gesprochen; der Krieg kam in seinen Erzählungen nur als Namen fremder Orte vor (von Griechenland bis zum Eismeer), und nachgefragt habe ich nicht. Mit der Mutter, die sich als zweitältestes von fünf Kindern mit acht Jahren Schulbesuch begnügen musste, stritt ich mich – meist beim Geschirrabtrocknen – über ihr verklärtes Bild vom Nationalsozialismus („meine schönste Zeit“, „nur das mit den Juden war nicht recht“); später wählte sie die Grünen. Der Wehrdienst blieb mir aus gesundheitlichen Gründen erspart. Darüber war ich nicht traurig, aber verweigert hätte ich ihn wahrscheinlich nicht. Zum Studium ging’s nach Tübingen: ein Jahr ‚studium generale‘, daneben zunächst Jura, dann der Wechsel zu Germanistik und Geschichte – wie tausend andere hoffend, mit diesen Fächern alle Welt-Rätsel lösen zu können.

Studium in Tübingen und Berlin

Das mit den Welträtseln hat sich schnell gegeben, aber ansonsten hielten die Tübinger Jahre, was ich mir von der Studentenzeit erhofft hatte: Neue Freunde, nette Feten und Ausflüge, am Ende des ersten Jahres eine Griechenlandtour zu sechst im alten VW-Bus. Die anfangs noch regelmäßigen Wochenend-Besuche im Elternhaus wurden schnell seltener. Politik interessierte mich eher theoretisch. Praktisch blieb es bei dem – wohl aus prinzipieller Opposition gegen den Zeitgeist motivierten – Besuch einer Veranstaltung des ‚Nationaldemokratischen Hochschulbundes‘, bei der ich mich fühlte wie der einzig Gesunde unter lauter Gestörten. Und bei einem beim Trauermarsch für Benno Ohnesorg heimlich mitgetragenen Pappschild, das ich zusammen mit einem Medizinstudenten gemalt hatte, und auf dem wir uns vom ‚politischen Missbrauch dieses tragischen Ereignisses‘ distanzierten –

für den Fall, dass der SDS in Aktion treten sollte. Das Schild blieb in der Tasche, der SDS blieb ruhig, aber ihm und seinen politischen Umtrieben habe ich damals gründlich misstraut.

Im Herbst 1967 zog es mich für ein Semester nach West-Berlin – weil mich die Stadt interessierte und die Germanistik an der Freien Universität einen guten Ruf hatte. Aus dem Semester wurden sechs Jahre. Ihr Anfang war geprägt von Einsamkeit und Sehnsucht nach der Tübinger Idylle. Aber so leicht wollte ich mich nicht unterkriegen lassen, und deshalb blieb ich. Erinnerungssplitter: Bei meinem ersten Teach-in im Henry-Ford-Bau (bei dem es, glaube ich, um Fritz Teufel ging) schreckten mich Duktus und Tonfall ab, in dem Rudi Dutschke die Massen zur Demonstration in Moabit aufrief. Die Massen, das waren andere. Die Besetzung des Germanischen Seminars im nächsten Jahr war dann schon Abenteuer und Pfadfinderspiel, und die entscheidende Wende brachte der Wechsel an die Technische Universität (TU) – zum ‚Institut für Sprache im Technischen Zeitalter‘ von Walter Höllerer. Dort fand ich, was ich wohl schon immer gesucht hatte: Die Nähe zum Kulturbetrieb und eine überschaubare Gruppe von Kommilitonen, von denen einige zu Freunden wurden. Damit nicht genug, Walter Höllerer bot mir im siebten Semester an, bei ihm zu promovieren. Aus dieser Konstellation erwachsen allerdings neue Probleme. Was mir vorschwebte – eine Karriere als Literatur- oder Theaterkritiker –, hatten manche in der Gruppe schon hinter sich und waren nun dabei, sich vom „bürgerlichen Kulturbetrieb“ zu verabschieden und eine revolutionäre Zelle an der Humanistischen Fakultät der TU zu gründen. Man führte ‚Sondierungsgespräche‘ mit Vertretern unterschiedlicher politischer Lager und entschied sich schließlich für die „Proletarische Linke/Parteiinitiative“ (PL/PI). So wurde ich Mitglied im „Sozialistischen Arbeitskollektiv an der TU“ (SAK/TU), studierte gründlich „Das Kapital“ und Jürgen Kuczynskis „Wirtschaftsgeschichte“ und schrieb Artikel für die Zeitung „Hochschulkampf“, die ich auch im Mensa-Foyer verkaufte. Zu behaupten, das sei unter Zwang geschehen, wäre nicht richtig. Ich machte halt mit und weiß nicht, was mehr Energie kostete: Das Aufbegehren gegen die akademischen Eliten oder die unausgesprochenen Gruppenzwänge. Manche Schizophrenie wurde mir erst im Rückblick klar: Ich schrieb theoretisch korrekte Artikel über die Betriebsarbeit als Massenperspektive für Intellektuelle – und hoffte insgeheim, dass „wir“ nicht gewinnen würden, weil ich immer noch mit dem Kulturbetrieb liebäugelte. Gewissermaßen als Kompromiss gab ich die (ohnehin nicht sehr weit gediehene) Promotion auf, meldete mich zum Staatsexamen und war im Herbst 1970 unversehens der Erste in unserer Gruppe, der einen Abschluss hatte. Der (innere und äußere)

Druck, jetzt auch den nächsten Schritt zu tun und in den Betrieb zu gehen, war groß. Noch größer allerdings war meine Sorge, den Eltern erklären zu müssen, wieso der erste ‚Akademiker‘ in der Familie bei Osram arbeiten wollte. So ging ich stattdessen im April 1971 ins Referendariat – wenigstens an einer Gesamtschule und nicht am bürgerlichen Gymnasium. Der Alltag mit den Schülern war stressig, aber im Studienseminar (und im Kollegium) war man nach wie vor meist unter Gleichgesinnten.

Im DDR-Gefängnis

Ein zufälliges Ereignis brachte meine bis dahin eher unentschlossene Lebensplanung ziemlich durcheinander: Von Juni bis Dezember 1971 verbrachte ich wegen „staatsfeindlichen Menschenhandels“ sechs Monate in einem DDR-Gefängnis. Ich hatte der Freundin eines aus der DDR geflohenen Physikers, den ich ein paar Jahre zuvor in Ost-Berlin kennengelernt hatte, einen Fluchtplan überbracht und zugleich versucht, sie zum Bleiben zu überreden, weil man – wie ich meinte – die DDR von innen ändern müsse. Sie wurde beim Fluchtversuch verhaftet und ein paar Monate danach auch ich. Das war zunächst ein Riesenschock, aber offensichtlich half meine Anpassungsfähigkeit, dieses halbe Jahr ohne größeren Schaden zu überstehen. Vom Standpunkt eines nicht parteigebundenen, undogmatischen Sozialisten unternahm ich sogar ein paar schüchterne Diskussionsversuche mit meinen Stasi-Vernehmern. Dass einige hinter ihrem Schreibtisch ein Porträt von Feliks Dzierzynski aufgehängt hatten, machte sie nicht einmal unsympathischer. Es hatte etwas von Revolutionsromantik. Ähnlich wie auch mein Vorhaben, nach der Entlassung Rosa Luxemburgs „Briefe aus dem Gefängnis“ zu lesen und Robert Havemanns „Dialektik ohne Dogma“ und so endlich *meinen* Weg zum Sozialismus zu finden. Vor allem aber war ich fest entschlossen, künftig nur noch das zu machen, was *ich* wollte. Dass sich bei meiner Rückkehr nach West-Berlin die ‚Proletarische Linke‘ in Auflösung befand, erleichterte diesen Entschluss.

Ins Ruhrgebiet

Ich beendete das Referendariat, war dabei wesentlich entspannter als zu Beginn, wurde Studienrat an einer Berliner Gesamtschule und nutzte doch 1973 das Angebot einer befristeten Stelle, um an eine neu gegründete Hochschule ins Ruhrgebiet zu gehen. Dort mischte ich mich in die Hochschulpolitik ein, wurde Sprecher des akademischen Mittelbaus

und holte meine private Studentenbewegung nach – in der Provinz imitierend, was ich in der Metropole eher beobachtet hatte. Obwohl das nicht konfliktfrei verlief, erhielt ich irgendwann eine Dauerstelle und konnte in Zeiten flacher Hierarchien auch die eine oder andere Reform mit voranbringen. Als dann der Rollback einsetzte und dynamische Nachwuchswissenschaftler die Ordinarienuniversität neu erfanden, gehörte ich längst zum Urgestein, dem man seine Schrullen nachsah.

Seit 45 Jahren lebe ich jetzt im Ruhrgebiet, und hier bin ich gegen Ende der 1970er-Jahre in meinem eigenen 1968 angekommen. Dort fühle ich mich bis heute zu Hause. Die Chiffre wurde zu einem Symbol meiner Tertiär-Sozialisation. Nicht nur diszipliniertes wissenschaftliches Arbeiten habe ich damals gelernt (beispielsweise in den „Kapital“-Lektürezirkeln), sondern auch soziales Verantwortungsbewusstsein. Und die zunächst durchaus rituellen Reibereien an den nur durch ihren Status legitimierten Autoritäten förderten ein Selbstbewusstsein, das gleichermaßen auf Skepsis wie Wissen um die eigenen Fähigkeiten basierte und mir den Alltag im Lehr- und Wissenschaftsbetrieb erleichterte.

Den Umwegen in mein 1968 verdanke ich allerdings auch die realistische Einschätzung einer akademischen Revolte, die im Grunde nicht viel mehr war als nachgeholte Adoleszenz. Aber wo sonst hätte einer, der in der Adenauerzeit aufgewachsen ist, all das lernen sollen? Deshalb bin ich froh, dabei gewesen zu sein.

Eine Variante dieses Textes erschien in: *Marianne Brentzel (Hrsg.): 1968. Bilanz eines Aufbruchs, Vechta 2018 (Geest Verlag), S. 56 – 61.*